

# Zur Schweizer Lyrik der Gegenwart

Autor(en): **Häny, Arthur**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **39 (1959-1960)**

Heft 10

PDF erstellt am: **16.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-160991>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# ZUR SCHWEIZER LYRIK DER GEGENWART

EINFÜHRUNG UND AUSWAHL DER TEXTE VON ARTHUR HÄNY

In den Augen mancher deutscher Kritiker ist die Schweiz Provinz geblieben: eine windstille Provinz mit einer traditionellen Stilverspätung von ungefähr fünfzig Jahren.

Kein Zweifel, daß es in der Schweiz bis vor kurzem jene Idyllik gegeben hat — ja an ein paar abgelegenen Örtchen heute noch gibt —, die den dörflichen Lebenskreis abschreitet vom Frühling bis in den Winter, von der Wiege über die Hochzeit bis zum Grab. Für solche Klänge, Mundartklänge — hat unsere Zeit kein Ohr mehr, aber in der Stille dichtet sich das noch eine lange Weile fort und zögert, ehe es untergeht: unsere Unterhaltungsblätter, unsere Schulbibeln sind noch voll von regelmäßig gereimten, beschaulichen Gedichtchen. Eine Lyrik des ländlichen Volkstons, eine Lyrik zwischen Herz und Schmerz, zwischen Hof und Heimat. Sie hat ein Leben so zäh wie dasjenige unserer Jodler- und Männerchöre, und wir wollen sie nicht schelten.

Dann gibt es hierzulande noch «Reste der antik-humanistischen Tradition». Die deutsche Literaturkritik stellt fest, daß man diese Tradition heute noch «am ehesten in der bürgerlich-gymnasialen Sprachkultur mancher schweizerischer Dichter wiederfindet<sup>1</sup>». Auch diese Dinge erscheinen manchem Außenstehenden fragwürdig und riechen ihm nach einer etwas verhockten Schulluft. Es heißt dann zuweilen, das seien Reminiszenzen träumerischer Leute, die der Krieg verschont habe und die allenfalls zu entschuldigen seien, weil das Leben nicht hart genug mit ihnen umgegangen sei. . .

Das also ist gemeint: daß der durchschnittliche Schweizer Lyriker mit der Wirklichkeit unserer Tage nicht Schritt halte, daß er auf einer Stufe des Bewußtseins stehengeblieben sei, welche man andernorts längst überschritten habe. Nun, man kann schwerlich bestreiten, was Max Frisch in seinen Tagebüchern sagt: «Die Sense des Bauern, die Mühle am Bach, die Lanze, das Spinnrad, der Löwe, das sind ja nicht die Dinge, die uns umstellen<sup>2</sup>.» Der Lyriker dürfe nicht in einem Umweltkreise verharren, der von der Wirklichkeit längst überholt sei — sonst gebe er sich selber den Abschied.

Fragen wir also zunächst einmal nach dem Umweltkreise, in dem sich unser gegenwärtiges schweizerisches Leben tatsächlich abspielt. Es ist nicht mehr das reine Bauerntum, wie es Jeremias Gotthelf gezeigt hat. Es ist auch nicht mehr das kleinstädtische Bürgertum à la Gottfried Keller. Von alledem klingt mancherlei nach in uns, es ist das Bürgertum wie das Bauerntum eine schöne Vergangenheit, zu der wir stehen; aber eben eine

Vergangenheit. In welchem Raume leben wir denn? Wo ist unsere Wirklichkeit? Das ist nun schwer mit *einem* Worte zu sagen. Ich möchte den Raum, in dem wir leben, andeutungsweise so umschreiben: Es ist der Raum einer Vorstadt, die nicht mehr Land und noch nicht Stadt ist.

Das Schweizer Mittelland, vor einem Jahrhundert noch zweifellos Bauernland, mit kleinen Bürgerstädten durchsetzt — wird heute in beängstigendem Maße industrialisiert. Ein irreversibler Vorgang, beängstigend aber darum, weil gar nicht viel Fläche da ist! Die Versteinerung der Städte greift um sich; viele unserer Dörfer sehen schon Vorstädten gleich; die erbarmungslose Walze der Durchschnitts-Zivilisation mit ihren Autoschlängen, Fabrikbauten und Tankstellen geht über alles hinweg. Und das alles in dem begrenzten Raum zwischen den gleichen paar Flüssen, Breiten und Hügelzügen wie ehemals. Das Bauernland zieht sich langsam, aber stetig zurück; der Asphalt rückt vor; sollen wir also den Asphalt bedichten?

Gibt es eine Schweizer Lyrik, die der Zeit genügend Rechnung trägt, um Herz und Schmerz endgültig fallen zu lassen? Aber zweifellos! Jene Idyllyk ist bei vielen jüngeren Dichtern schon längst demjenigen gewichen, was man gemeinhin den «Avantgardismus» nennt. Er läßt sich etwa mit experimentellen Stilrichtungen der abstrakten Malerei vergleichen. Er ist in die Schweiz herübergedrungen aus jenem Nachkriegsdeutschland, das den Anschluß an die Moderne desto energischer gesucht und gefunden hat, je mehr es in der nationalsozialistischen Ära auf Blut und Boden verpflichtet worden war.

Demzufolge sind auch in der Schweiz die paar Kniffe der Modernität schon hundertfach ausprobiert. Man pflegt die Technik der Metaphern und Einblendungen, die künstlichen Verschlüsselungen und Symbolismen, den «harten Stil<sup>3</sup>». Man hat auch getreulich bei Gottfried Benn nachgelesen, woran ein zeitnahe Gedicht mit wenigen sicheren Griffen als solches zu fassen ist — ja man ist darangegangen, mit eben der Sicherheit zeitnahe Gedichte selbst zu montieren.

Ist nun durch die Impulse des Avantgardismus bei uns eine Lyrik entstanden, die sich sehen läßt und die der inneren Bewußtseinslage unserer Zeit entspricht? Ich glaube nicht. Natürlich hat sich unser Horizont nach der und jener Seite erweitert, mancherlei Zugluft ist durchgedrungen; aber «das» Gedicht, zu dem wir uns als zu dem «unseren» bekennen könnten, haben wir nicht. Es wäre auch ein Irrtum, dieses Gedicht ein paar Theorien und Proklamationen verdanken zu wollen. Niemand kann dem eigentlichen Gedicht mit einer Handvoll Regeln auf die Beine helfen. Denn es wächst, seiner Art nach, in der Stille, und was in der Stille wächst, dringt nicht so rasch in den Lärm unserer Tage.

Wir glauben an eine echte Schweizer Lyrik des zwanzigsten Jahrhunderts. Sie hat die Idyllyk des Volkstons überwunden, aber sie läßt sich auch nicht auf den Avantgardismus ein. Sie blümeht nicht, aber sie

täuscht auch keine Abgründe vor. Sie ist weder nach Rezepten produzierbar noch auch an eindeutigen Merkmalen zu erkennen und festzunageln. Denn wie sie in der Stille wächst, so will sie auch mit Geduld und Liebe aufgesucht und gefunden sein. Ein wirkliches Gedicht kann es sich leisten, recht lange zu warten, bis es seinen richtigen Leser findet.

Wie sich bei uns das Bauernland im Rückzug befindet und der wirtschaftliche «Betrieb» im Zuge der Zeit überwiegt, so ist auch ein gewisser Rückgang des Menschlichen festzustellen. Eine Gestalt wie Gotthelf, der Probleme nicht nur aufwarf, sondern auch löste, ist nirgends mehr sichtbar. Die zwei reputiertesten Schweizer Schriftsteller der Gegenwart, Frisch und Dürrenmatt, beschränken sich im großen ganzen auf die Gesellschaftskritik. Nun, sie sind keine Lyriker; Gotthelf war auch keiner; wenn man sich aber mit *einem* Blick vergewissern will, was in der Lyrik an Schweizerischem (aber nicht Provinziellem) auch heute noch möglich ist, wird man an Albin Zollinger denken<sup>4</sup>.

Zollinger ist nach einem rastlosen Leben schon 1941 gestorben, zu früh für unsere Literatur; sein Stil hat keine Nachahmer gefunden, weil er in seiner Weise unnachahmlich war. Dennoch erkennt man in seinen Acker-, Wald- und Moorphantasien, in seinen flaumigen Huflattich-Wäldern und gewitternden Dämonien etwas Schweizerisches, und uralt schweizerisch sind sein Fernweh, seine Melancholie, ferner die kühne Vergeistigung einer realistisch erfaßten Landschaft. Aber auch das Spielerische, Ironische, Verschnörkelte an ihm gehören gewissermaßen zum nationalen Erbgut. Dieser Stil hat, im Gegensatz zu demjenigen Benns, keine Schule gemacht; aber einige verwandte Elemente wird der aufmerksame Leser vielleicht doch in den folgenden Gedichten finden. Es sind Arbeiten von Schweizer Lyrikern einer jüngeren Generation, einer Generation zwischen dreißig und vierzig; Arbeiten von Autoren, welche die mannigfachen Spannungen dieser Umbruchszeit selber erfahren haben — einer Zeit, von der wir wohl wissen, woher sie kommt, nicht aber, wohin sie geht.

---

<sup>1</sup> Aus «Lyrik unserer Zeit», einer Veröffentlichung der Neuen Deutschen Hefte, C. Bertelsmann Verlag, S. 4.

<sup>2</sup> Max Frisch, Tagebuch 1946—1949, Suhrkamp Verlag, Ausgabe 1950, S. 222.

<sup>3</sup> Vergleiche das Buch von Hugo Friedrich: Die Struktur der modernen Lyrik, Rowohlt, Hamburg 1956.

<sup>4</sup> Albin Zollinger: Gedichte, Atlantis Verlag, Zürich 1956. Es handelt sich um eine vorzügliche Auswahl aus dem Gesamtwerk von Emil Staiger.

*Silja Walter: Tänzerin*

Der Tanz ist aus. Mein Herz ist süß wie Nüsse,  
Und was ich denke, blüht mir aus der Haut.  
Wenn ich jetzt sacht mir in die Knöchel bisse,  
Sie röchen süßer als der Sud Melisse,  
Der rot und klingend in der Kachel braut.

Sprich nicht von Tanz und nicht von Mond und Baum  
Und ja nicht von der Seele, sprich jetzt nicht.  
Mein Kleid hat einen riesenbreiten Saum,  
Damit bedeck ich Füße und Gesicht  
Und alles, was in diesem Abend kauert,  
Aus jedem Flur herankriecht und mich mißt  
Mit grauem Blick, sich duckt und mich belauert,  
Mich gellend anfällt und mein Antlitz küßt.

Sprich nicht von Tanz und nicht von Stern und Traum  
Und ja nicht von der Seele, laß uns schweigen.  
Mein Kleid hat einen riesenbreiten Saum,  
Drin ruht verwahrt der Dinge Sinn und Reigen.

Ich wollte Schnee sein, mitten im August,  
Und langsam von den Rändern her vergehn,  
Langsam mich selbst vergessend, ich hätt Lust,  
Dabei mir selber singend zuzusehn.

*Alexander Xaver Gwerder: November*

Der Herbst, der späte, kniet vor grauen Lastern  
und greift mit krummen Fingern ins Gedörn,  
am Hals die Schwermut mit dem Goldgehörn;  
Robinien klirrn im Haar und kalte Astern...

Verdorrttes Leben flackt aus Feuersäulen.  
Der Rest ist Asche, stumm — Vergangenheit —  
Die Handvoll Blätter auf den Weg gestreut,  
im Dunkel dann der harten Schritte Keulen.

Nimm's hin! Es ändert nichts an deinen Tagen.  
Magst du Gebete: Bet! Es ändert nichts.  
Was durch die Maschen quillt, ist immer Klagen.

Doch gibts Erinnerung, gibts das Lied des Lichts,  
«Die Brandung schwoll, zwei Segel, Sonnensagen»:  
So Weih's denn — in die grauste Stunde flicht's!

*Erika Burkart: Tier, Mensch, Stern*

Trachte darnach, daß das Tier unter dir  
dich nicht verleugne am Jüngsten Tag.

Ahnungsvoller als du ist das Pferd  
und treuer die wachsame Gans.  
Geistig scheinen die Flüge der Vögel.  
Ihr Hiersein, Anflug und Abschied,  
Sang und Gegengesang,  
setzt vor und hinter den Sinnen  
Zeichen für unser Gesetz.

An Kühnheit und List übertrifft dich,  
was hungert und liebt.  
Streng ist der Orden der Bienen,  
der Bär ist sich selber genug.  
Im Geheimnis haust  
der finstere Stier,  
und über ihn ist gesetzt  
das wundertätige Lamm.

Zur vollsten Stunde,  
wenn du, weder sehnd noch satt,  
Ausschau hältst auf dem Stein deiner Mühe  
und zögernd dich selbst dir zu eigen gibst,  
trachte darnach, daß der Mensch neben dir  
dich nicht verleugne am Jüngsten Tag.

Die Mittagssonne verläßt deinen Stein.  
Die Goldhaut im Teich  
erleidet zarte Verletzung  
vom Schatten eines Libellenflugs.  
Zwischen den Stämmen beginnt es zu dunkeln  
und unter dem Schritt, der irrend wie je sie betritt,  
tönt leiser die Erde.  
Das unberührbare Gras  
spürt deine Füße nicht mehr.  
Als letzte Brücke dehnt sich vor dir  
der Spiegelschein der Gestirne im Wasser.

Trachte darnach, daß der Stern über dir  
dich nicht verleugne am Jüngsten Tag.

*Jörg Steiner: Es blühte ringsum*

Es blühte ringsum ein kleiner Garten,  
eine Frucht fiel,  
im Wind erschauerte meine Haut,  
feucht roch die Erde.

Doch den Duft verlor er im Mittag,  
Farbe und Laut am Abend,  
und der Friede flatterte davon,  
ich sah ihn am Himmel zersplittern,  
über gestäubtem Glas,  
einen grauen Vogel.

Schreck würgte mich.  
Ich erschrak vor der neuen Ansicht,  
dem Unbegreiflichen,  
vergaß, daß es nur  
ein kleiner Garten war,  
in einer Vorstadt,  
jetzt.

*Urs Oberlin: Sing leiser*

Es singt im Kirschbaum. Lieber Nachbar, warte!  
Noch ist nicht voll der Mond, noch fällt kein Stern,  
Kaum hängt im ersten Flaum der zarte  
Schlafende Haselkern.

Trink von der Milch, die ich ins Fenster stellte,  
Den Zucker gib dem Hündchen, und es schweigt!  
Sing leiser, bis die Kirschenzelte  
Mein Schatten sacht besteigt.

Heb ihn zu dir ins Laub! Nur einen Schatten  
Wiegst in den Armen du, der fühlt dich nicht,  
Kaum fühlt mein Herz die eignen matten  
Schläge, kaum sein Gewicht.

Es fürchtet sich vor deines Atems Tiefe,  
Vor deines Lächelns nie betretnem Grund...  
Wer sang im Baum? Mir war, ich schlief...  
Am Gatter bellt der Hund.

### *Zitierte Texte*

Silja Walter, Gedichte, Arche-Verlag, Zürich 1950.

Alexander Xaver Gwerder, Dämmerklee, Arche-Verlag, Zürich 1955.

Von den übrigen Autoren, deren angeführte Texte entweder gänzlich unveröffentlicht oder doch nicht in Buchform veröffentlicht sind, seien folgende Gedichtbände erwähnt:

Erika Burkart, Bann und Flug, Tschudy-Verlag, St. Gallen 1956.

— Geist der Fluren, Tschudy-Verlag, St. Gallen 1958.

Jörg Steiner, Episoden aus Rabenland, Eirene-Verlag, Küsnacht ZH 1956.

Urs Oberlin, Gedichte, Werner Classen-Verlag, Zürich 1956.

— A E A, Poèmes (deutsch und französisch), Jeune Poésie, Genève 1958.

## DIE MODERNE SCHWEDISCHE LITERATUR

VON GUENTER KLINGMANN

In den beiden letzten Jahrzehnten des vergangenen Jahrhunderts, als die skandinavische Literatur in Deutschland weit verbreitet war, hatte der schwedische gesellschaftskritische Roman den Ruf, modern zu sein. Doch die entscheidende Umstellung vom Traditionellen zum Modernen fand konsequent erst Jahrzehnte später statt, als es in Deutschland unmodern geworden war, zeitgenössische und neue «nordische» Literatur zu lesen. Vor allem in den dreißiger und vierziger Jahren hat sich in Schweden eine Literatur entwickelt, die sich an Vielseitigkeit, an Fabulierkunst, an anschaulicher Darstellung und sprachlicher Geschmeidigkeit nicht nur mit der Literatur der älteren Generation vergleichen läßt, die vielmehr die Literatur der Jahrhundertwende durch Kühnheit, Experimentierfreudigkeit, Prägnanz, Konzentration und durch ästhetisch-technisches Bewußtsein weit übertrifft.

Zwei Generationen bestimmen und prägen vor allem die moderne schwedische Literatur. Die eine ist im Schatten des ersten Weltkriegs aufgewachsen und hat ihre entscheidende Jugend in den Jahren der Wirtschaftskrise erlebt. Es ist eine Generation, die aus der «Sozialgruppe III», dem Proletariat, kommt und deren Dichtung getreu die demokratische Expansion spiegelt. In ihrer frühesten Jugend erhoffte sie den sozialen Umsturz nach dem deutschen Beispiel von 1918 und lebte im Geist der Dritten Internationalen. Ihr Elan und ihr Optimismus wuchs